Am Horizont.

Sensations-Roman von Friedrich Friedrich.

(6. Fortsetzung.)

Sie zeigte ihm den Brief, den sie erhalten hatte.

Gregor las ihn und zuckte leichthin mit der Achsel.

„Baron von Wiatkin wird Ihnen kaum gefährlich werden," entgegnete er. „Er könnte es werden, weil ihm nichts heilig ist, er giebt sich zu jedem Dienste her, weil er emporsteigen will, er wird sein Ziel wahrscheinlich nie erreichen, weil es ihm an Klugheit fehlt."

Orla sprach ihr Befremden aus, weil ihr der Brief von einem Unbekannten überbracht war.

Gregor lächelte.

„Es ist gut, daß ich in Petersburg gewesen bin!" entgegnete er. „Ich kann Ihnen wenigstens Aufklärung geben. Ihr Leben hier hat Mißtrauen erweckt. Man befürchtet, daß Sie durch dasselbe unserer Sache abwendig gemacht werden könnten — Sie werden hier auf Befehl unseres leitenden Comites beobachtet!"

Orla sprang erregt auf.

„Wer hat den Befehl gegeben?" rief sie.

„Ich weiß es nicht."

„Wer wagt es, mich hier beobachten zu lassen und Zweifel an meiner Treue zu hegen?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete Gregor in demselben Tone.

Orla durchschritt erregt einige Mal das kleine Gemach. Ihr Auge fuhr leuchtend umher. „Gregor!" rief sie, vor dem Manne stehen bleibend. „Aus freiem Antriebe habe ich mich den Bestrebungen der Nihilisten angeschlossen, ich habe denselben Opfer, große Opfer gebracht, es ist mir selbst der Gedanke noch nicht gekommen, diesen Bestrebungen untreu zu werden, wer will mich indessen hindern, wenn ich mich noch heute von ihnen lossage? Daß mein Mund zum Verräther werden könne, das wird mir Niemand zutrauen!"

„Orla, Sie können sich auch nicht von uns lossagen," entgegnete Gregor. „Sie wissen, daß es nur Eins giebt, welches uns von der übernommenen Verpflichtung frei macht — das ist der Tod!"

Orla blickte einige Augenblicke starr vor sich hin.

„Ich weiß es," sprach sie dann, „ich hatte es nur in der Erregung vergessen. Ich bin von Jugend auf gewöhnt, zu befehlen und zu herrschen, da gewöhnt man sich so schwer daran, nur ein Sklave zu sein, und ist es auch nur der Sklave einer Idee. Ich werde unserer Sache getreu bleiben, aber mein Inneres empört sich gegen dieses Mißtrauen, ich räume Niemand — Niemand das Recht ein, Verdacht an meiner Treue zu hegen!"

Sie stand hoch aufgerichtet da, ihre dunklen Augen leuchteten, ein verletzter Stolz sprach aus ihnen.

„Können Sie dies ändern?" warf Gregor ein. „Ich begreife, daß ein solcher Verdacht Sie empört, aber ich glaube doch, daß Sie zuviel Gewicht darauf legen. Es wirkt noch ein anderer Umstand bei ihm mit."

„Welcher?"

Gregor zögerte mit der Antwort.

„Ich spreche nur meine Vermuthung aus, ich habe keine Beweise für dieselbe, aber ich glaube richtig gesehen zu haben," sprach er dann. „Vergessen Sie nicht, daß die Mehrzahl der zu uns Gehörenden ohne Mittel und auch ohne Aussicht für die Zukunft ist. Nicht die Idee, sondern die Verzweiflung mit ihrem Geschicke hat sie getrieben, sich den Nihilisten anzuschließen. Diese, die zum großen Theile harten Entbehrungen ausgesetzt sind, blicken mit Neid auf Sie und Ihr großes Vermögen."

„Opfere ich nicht einen großen Theil desselben für unsere Sache?" warf Orla ein.

„Gewiß, mehr als Andere in Ihrer Lage thun würden, aber die Unzufriedenen halten an dem Glauben fest, daß Jeder, der sich uns angeschlossen hat, unser ist mit seinem Leben und seinem Vermögen."

„Halt! Gregor! Die Verpflichtung habe ich nie übernommen!" fiel Orla ein. „Sie wissen, daß ich an meinem Vermögen nicht hänge, aber ich will mich nicht völlig zur Sklavin machen lassen! Von mir hängt es ab, wieviel ich opfern will, von mir, wie ich lebe, und ich werde Niemand gestatten, mir Vorschriften zu machen. Ich habe mir vorbehalten, nach meinem eigenen Ermessen zu leben und für die Sache zu wirken."

„Ich weiß es. Aber Diejenigen, welche Sie beneiden, stützen sich darauf, daß Sie die unsrige sind, sie glauben, Sie zwingen zu können durch die Gefahr, der auch Sie ausgesetzt sind."

„Mich zwingen!" rief Orla und lachte geringschätzend auf. „Gregor, glauben Sie auch, daß ich durch eine Gefahr mich einschüchtern lasse? Ich müßte das Leben höher schätzen, um besorgt zu sein! Die Freiheit, welche ich mir vorbehalten habe, werde ich mir nicht beschränken lassen, denn sie ist mir lieber als mein Leben. Man soll es versuchen, sie mir zu rauben! Aber es sieht schlimm mit unserer ganzen Bestrebung, wenn Neid und Mißtrauen bereits so tief Wurzeln geschlagen haben. Ist es Ihnen möglich, das, was ich Ihnen gesagt habe, nach Petersburg zu berichten, so erweisen Sie mir einen Dienst, wenn Sie es thun. Fügen Sie hinzu, Sie wüßten, daß mein Nacken sich einem solchen Joch nicht beugen werde."

Gregor schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich werde es nicht thun," entgegnete er.

„Weshalb nicht?"

„Es würde nur eine gereizte Stimmung gegen Sie dadurch hervorgerufen werden, es würde Ihnen schaden — deshalb werde ich es nicht thun."

Orla ließ einige Sekunden lang den Blick auf ihn ruhen, dann brach sie diesen Gegenstand selbst ab.

„Sie werden doch hier bleiben?" fragte sie.

„Ja."

„Unter welcher Form?"

„Als stiller Gelehrter, und es ist mein Wunsch, dies nicht nur des Scheines wegen zu thun. Ich sehne mich nach Ruhe. Wird mein Dienst verlangt, so werde ich mich willig stellen, meine freie Zeit will ich zu Studien ausnutzen. Ich denke nicht daran, für meine Zukunft zu sorgen, denn sie liegt wie eine in dichten Nebel gehüllte Landschaft vor mir, aber auch der Augenblick macht Anforderungen an das Leben."

„Gregor, Sie haben Geld nöthig?"

„Für den Augenblick, ja."

„Und Sie wollten mir dies nicht sagen?" fuhr Orla unwillig fort. „Das ist Unrecht. Von Ihnen darf ich volles Vertrauen erwarten, denn Sie wissen, daß ich es auch zu Ihnen hege."

„Ich hätte es Ihnen gesagt," versicherte Gregor.

„Aber wann?"

„Heute noch."

Orla trat an ihren Schreibtisch, nahm aus demselben ein Päckchen mit Kassenscheinen und gab dasselbe Gregor, der ihr seinen Dank aussprach.

„Gregor, ich will nicht, daß Sie mir für das, was ich nur als meine Pflicht ansehe, danken!" rief sie. „Ich habe Ihnen mehr als einmal gesagt, daß es mir eine wirkliche Freude ist, wenn ich Ihnen einen kleinen Dienst erweisen kann. So sollen Sie es auch auffassen, denn ich habe Ihnen stets nur die volle Wahrheit gesagt."

Gregor erfaßte Orla's Hand, sein blasses Gesicht erhielt eine leise Färbung, sein dunkles Auge ruhte mit einem verzehrenden Glühen auf ihren schönen Zügen.

„Und ich kann Ihnen keinen Dienst erweisen," sprach er mit leiserem Tone.

„Das wissen Sie nicht. Kann ich Ihren Beistand nicht jeden Tag nöthig haben? Glauben Sie mir, es giebt mir in mancher Stunde die Gewißheit, einen so zuverlässigen Freund zu besitzen, die einzige Ruhe."

„Ja, dieser Freund ist zuverlässig!" rief Gregor. „Jede Stunde bin ich bereit, mein Leben für Sie zu opfern, jede Stunde will ich . ."

„Gregor, dahin wird es hoffentlich nie kommen," unterbrach ihn Orla lächelnd und ihm ihre Hand entziehend, und zur rechten Zeit drängte sie das überwallende Gefühl Gregors zurück.

Und Gregor beherrschte sich, der Glanz seiner Augen schien sich zu mildern, auf sein Gesicht legte sich wieder der ernste, schmerzliche Zug, der Zug der Hoffnungslosigkeit.

„Glauben Sie, daß hier ein günstiger Boden für unsere Ideen und Bestrebungen ist?" fragte er dann. „Sie haben die hiesigen Verhältnisse ja bereits kennen gelernt, Ihr scharfes Auge sieht in wenigen Wochen mehr als Andere in Jahren."

Orla antwortete nicht sofort. Langsam, überlegend schritt sie im Zimmer auf und ab.

„Nein," entgegnete sie dann mit bestimmtem Tone. „Es fehlt hier die Luft für unsere Ideen. Wohl finde ich Unzufriedenheit, wohin ich blicke, aber es ist stets die Unzufriedenheit des Einzelnen mit seiner Lage, mit seinem Geschicke, es ist ein engherziger, kläglicher Egoismus, der zufrieden ist, wenn seine persönlichen Wünsche befriedigt werden, und sich dann um Andere nicht kümmert. Freilich — freilich sind die Verhältnisse hier andere. Es giebt hier keine Zustände, durch welche Recht und Gerechtigkeit so öffentlich, so herausfordernd höhnend ins Gesicht geschlagen werden, hier ist es noch nicht dahin gekommen, daß jeder Einzelne in seinen ersten und natürlichen Menschenrechten sich bedroht fühlt. Hier grollen Tausende und Tausende, bei uns hallt der Schrei der Verzweiflung durch das ganze große Reich, hier hofft jeder Einzelne noch, während bei uns die Hoffnung längst geschwunden ist. Lassen Sie mich ein Bild gebrauchen. Die hiesigen Zustände gleichen einem großen Schiffe, welches sicher und stolz dahin segelt. Wohl murrt ein Theil seiner Besatzung. Der Eine findet den Dienst zu streng, der Andere die Rationen zu klein, ein Dritter grollt, weil er nicht am Steuer steht, ein Vierter ist mit der Leitung unzufrieden, aber das Schiff nimmt seinen ruhigen Lauf, und wenn der Kommandoruf des Kapitäns ertönt, ist Jeder auf seinem Posten und thut seine Pflicht, wenn er auch erbittert die Zähne auf einander beißt. Und bei uns? Ein großer, mächtiger Schiffsrumpf, aber ohne Mast, ohne Segel, ohne Steuer, ein willenloser Spielball der Wogen. Und auf diesem Schiffsrumpfe Hunger und Verzweiflung, ein wirres, kopfloses Durcheinander. Weshalb wollen wir denn diesen steuerlosen Rumpf mitten in die Brandung treiben? Daß er am Felsen zerschellen wird, weiß Jeder von uns, aber es sagt sich auch ein Jeder, daß er lieber in der Brandung ertrinken, als langsam verschmachten will, und — und eine Hoffnung keimt wohl noch in der Brust jedes Einzelnen, daß es ihm gelingen wird, in dem großen Kampfe ein schwaches Brett zu erringen, um sich auf ihm an das sichere Ufer zu retten."

Orla hatte diese Worte mit Begeisterung gesprochen, ihr Kopf hatte sich erhoben, ihre Augen leuchteten.

Gregor schwieg und blickte starr vor sich hin. Das Bild, welches Orla vor seinen Augen entrollt hatte, war nur zu getreu gemalt.

„Und doch giebt es hier eine ähnliche Bewegung in der unteren, der arbeitenden Klasse," entgegnete er.

„Ich weiß, was Sie meinen," fuhr Orla fort. „Von ihr droht keine Gefahr, sie wird nie durchsetzen, was sie erstrebt. Glauben Sie, daß einem Walde Gefahr droht, wenn durch das Unterholz, durch das Buschwerk der Wind fährt? Es klagt wohl, daß durch die Wipfel der über ihm sich wölbenden Bäume ihm Licht und Sonnenschein entzogen werde, so wird es immer bleiben, bald weniger, bald mehr. Gefahr droht dem Walde nur, wenn der Sturm in diese Wipfel der Bäume fährt, wenn er die Stämme bricht.

Und jeder fallende Stamm schlägt das unter ihm stehende Buschwerk mit zu Boden. Wer eine Umwälzung eines Staates durchsetzen will, muß die Besten und Klügsten des Volkes zu den Seinigen zählen, wer Hunderttausende mit sich hinreißen will, zu dem müssen Hunderttausende das Vertrauen haben. Folgen Sie meinem Rathe und halten Sie sich dieser Bewegung fern, sie erscheint mir wie ein aus seinen Ufern getretener Fluß gegen das wogende, sturmgepeitschte Meer. Man hat hier für unsere Bestrebungen kein rechtes Verständniß, ich glaube wenigstens erst einen einzigen Mann gefunden zu haben, von dem ich glaube, daß er begreifen würde."

„Und wer ist dies?" fragte Gregor.

Orla zögerte mit der Antwort.

„Der Graf Leo Warberg," sprach sie, und es war, als ob über ihr Gesicht eine leichte, flüchtige Röthe hinglitt. „Ich habe diesen Gegenstand im Gespräche mit ihm nur leicht berühren können, aber es lebt ein freier Geist in ihm, ein schwärmerischer, sich leicht begeisternder Sinn, ein idealer Hauch — doch Sie kennen ihn ja nicht," unterbrach sie sich selbst, als fühle sie, daß ihr Lob etwas zu lebhaft geworden sei.

10.

Die Polizei hatte sich redlich bemüht, in dem „Klub der Unzufriedenen" eine gefährliche Verbindung zu entdecken, es war ihr trotz der wiederholten Vorladungen und Verhöre, welche mit jedem einzelnen Mitgliede angestellt waren, nicht gelungen.

„Doktor," sprach Alban zu Hagendorf, als derselbe eines Tags zu ihm in das Redaktionszimmer trat, mit seinem ruhigen, halb ernsten Lächeln, „werden Sie denn auch noch immer durch die Polizei befragt, ob wir Unzufriedene wirklich nicht gefährliche Menschen sind? Ich bin heute Morgen zum dritten Male verhört und habe zum dritten Male die Versicherung gegeben, daß wir nur eine lustige Kneipgesellschaft gewesen seien, nicht mehr und nicht weniger. Der Polizeikommissar, der mich verhörte, schien mir immer noch nicht zu glauben, bis ich endlich bat, von unserer Klugheit eine etwas bessere Meinung zu haben. Ich setzte ihm auseinander, daß wir, wenn wir wirklich ein staatsgefährlicher Verein gewesen wären, doch nicht in jenem Zimmer getagt haben würden, wo der Wirth uns durch jedes Schlüsselloch belauschen konnte. Am meisten hat uns unser Philosoph durch seine Reden vom freien Staatsbürger geschadet. Er hätte bedenken sollen, daß wir sehr wenig Veranlassung haben, auf unsere Freiheit stolz zu sein. Jetzt ist der arme Philosoph wegen Widerstand gegen die Staatsgewalt zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt."

„Er ist verurtheilt?" wiederholte Kurt überrascht.

„Natürlich, das war mit Bestimmtheit vorauszusehen. Er war heute Morgen bei mir und ist über das Urtheil empört, denn er hält an der Ueberzeugung fest, daß ein Polizeilieutenant keine Staatsgewalt sei und er als freier Staatsbürger das Recht der freien Meinungsäußerung habe. Er berief sich auf die Verfolgung und die Geschichte, sprach von Plato und Kant und Völkerrecht — verstanden habe ich ihn nicht genau, aber er nahm die Sache sehr ernst. Er wollte apelliren bis zur höchsten Instanz, er wollte Himmel und Erde in Bewegung setzen, um sein Recht als freier Staatsbürger zu wahren, bis ich ihm den Rath ertheilte, sich ruhig einstecken zu lassen und künftig etwas vorsichtiger zu sein."

„Es wird ihm schwer werden," warf Kurt ein.

„Doktor, glauben Sie denn, daß es mir stets leicht wird, zu schweigen? Ich würde das Gefängniß wenig verlassen, wenn ich nicht jedes Wort meiner Zeitung sorgfältig prüfte. Aber Eins ist mir in dem Verhöre aufgefallen, die Polizei beschäftigt sich viel mit Ihnen und es schien ihr daran zu liegen, festzustellen, daß Sie ein besonders eifriges Mitglied unseres Klubs gewesen sind. Leider mußte ich das Gegentheil behaupten. Kennen Sie den Grund dieser polizeilichen Theilnahme?"

„Nein."

„Nun, vielleicht kann ich Ihnen auf die Spur helfen. Was enthielt der Brief, den Sie an den Lieutenant von Oehringen geschrieben haben?"

Herr Hagendorf theilte den Inhalt mit.

„Und Sie haben im Auftrage der Gräfin den Grafen Warberg besucht?"

„Ja, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen."

„Ah! Nun fange ich an den Zusammenhang zu begreifen. Der Oberstabsarzt von Arlt macht der Gräfin den Hof, er sieht den Grafen als seinen Nebenbuhler an und die Gräfin müßte wirklich wenig Geschmack besitzen, wenn sie nicht Warberg den Vorzug ertheilen sollte. Arlt befürchtet nun, daß Sie ihm schaden könnten, deshalb ist er erbittert auf Sie."

„Auf mich?" warf Herr Kurt erstaunt ein.

„Gewiß. Er bezeichnet Sie als den Schreiber und ein willenloses Werkzeug der Gräfin. Sein Ausdruck ist sogar noch ein unfreundlicherer gewesen. Hinter dem Sohne steht der Vater, dessen ziemlich zerrütteten Vermögensverhältnissen natürlich eine reiche Heirath seines Sohnes sehr dienlich sein würde, er besitzt als Ober-Regierungsrath viel Einfluß, auch auf die Polizei, deshalb wird auf Sie gefahnt. Der Plan ist nicht schlecht überlegt, denn wenn es gelänge, Sie für einige Monate einzustecken, so würden Sie während der Zeit nicht schaden können."

„Glauben Sie wirklich, daß der Herr Regierungsrath einen solchen Wunsch hegt?"

„Gewiß glaube ich das. Er hat der Staatsanwaltschaft den Auftrag gegeben, Sie wegen Ihrer kleinen Schrift in den Anklagezustand zu versetzen und der Umstand, daß die Staatsanwaltschaft in Ihrer Schrift keine passende Handhabe zu einer Anklage gefunden hat, hat dies verhindert, denn es würde für die Regierung sehr unangenehm sein, wenn Sie angeklagt und freigesprochen würden. Auf diese bösen Richter kann die Regierung sich ja nicht verlassen, denn dieselben wahren sich noch immer die Freiheit ihrer Rechtsanschauung."

„Woher wissen Sie dies Alles?" fragte Hagendorf erstaunt.

„Halt, Freund, das sind meine Redaktionsgeheimnisse. Sie sind mit dem Zeitungswesen noch zu wenig vertraut, sonst würden Sie wissen, daß jede Zeitung von Bedeutung in dem Lager ihrer Gegner auch Fremde besitzt. Der reaktionäre Wind weht noch nicht durch die Köpfe aller Beamten. Die Zahl der Freisinnigen unter ihnen ist keine geringe, sie dürfen ihre Gesinnung jedoch nicht offen zu Tage treten lassen und ich werde sie nie verrathen. — Doch Sie sehen mich so besorgt an. Sie haben keine Veranlassung dazu, denn vorläufig haben Sie nichts zu befürchten. Und wäre es so schlimm, wenn Sie wirklich einmal für wenige Wochen mit dem Gefängnisse Bekanntschaft machten? Es kommen einem, wenn man so gezwungen allein sitzt, oft wunderliche Gedanken. Und was büßen Sie ein? Ihre Laufbahn als Lehrer ist abgeschnitten, die Gräfin ist sehr für Sie eingenommen, und selbst wenn Sie die Stellung verlieren sollten, kann ich Ihnen immer an meiner Zeitung eine solche bieten, die für Ihre Bedürfnisse vollständig ausreicht."

Albans Worte fuhren Kurt doch durch den Kopf hin, als er sich heimbegab. Es war nicht die Sicherheit seiner Stellung, an die er dachte, in seinem Innern stieg ein ganz anderes Bild auf. Er dachte an Selma.

Er liebte sie. Noch hatte er ihr das, was in seinem Herzen vorging, mit keinem Worte verrathen, aber er fühlte, daß er ohne sie auf kein Glück hoffen könne. Sie war schon mit all seinen Träumen fest verwachsen.

Wie eine Gewitterwolke am fernen Horizonte stieg ein Bedenken in ihm auf. Selma war in einem Kreise aufgewachsen, der seiner ganzen geistigen Richtung fremd gegenüber stand. Er hatte mit ihr nie über seine freisinnigen Ideen gesprochen, sie war ihm stets wie eine Blume erschienen, die nicht fragt, woher der Wind weht, sondern harmlos sich dem Sonnenlichte zukehrt; aber er wußte, daß ihre Mutter festhielt an den Ideen ihres verstorbenen Gatten, daß sie seiner Richtung feindlich gegenüberstand. War es nicht natürlich, daß die Mutter auch in dieser Beziehung einen Einfluß auf ihre Tochter ausübte?"

Er erinnerte sich, mit welcher Besorgniß und mit welchem Erschrecken Selmas Mutter ihm mitgetheilt, daß die Polizei nach ihm geforscht habe, es war ihm, als ob in ihren Augen seitdem ein Makel auf ihm hafte.

Mit einem efangenen Gefühle stieg er die Treppe zu seiner Wohnung empor.

Als er in dieselbe eintreten wollte, kam ihm Selmas Mutter mit dem Lieutenant von Oehringen entgegen. Unwillkürlich stutzte er. Mit flüchtigem Gruße eilte er an ihnen vorüber u. bemerkte nicht einmal, wie der Lieutenant mit einem geringschätzenden Achselzucken seinen Gruß erwiderte.

Erregt wollte er in sein Zimmer eilen, als ihm Selma entgegentrat und ihn bat, in das Zimmer ihrer Mutter zu kommen. Schweigend folgte er.

„Herr Doktor, ich möchte Sie um Ihr Urtheil bitten," sprach Selma in ihrer heiteren, unbefangenen Weise. „Ich habe den Fächer für die Gräfin begonnen und fast vollendet, nie habe ich so schnell gemalt, und nun steigt mit einem Male das Bedenken in mir auf, ob ich den Geschmack der Frau Gräfin auch getroffen habe."

Sie trat an den Tisch und entfaltete einen Fächer von feinen Elfenbeinblättern mit einer fast vollendeten Malerei.

„Ah!" rang es sich unwillkürlich über Kurts Lippen.

Es war kein Blumenbouquet, welches sich seinen Blicken darbot, es war ein einfacher Strauß von Gräsern und Farrenkraut und Blättern, zwischen denen nur hier und dort die kleinen blauen Sterne des Vergißmeinnichts hervorschimmerten. Einfacher konnte kein Strauß sein. Der Strauß eines Kindes, den es sich spielend am Wege gepflückt und in der kleinen Hand ungeordnet hält. Und doch, welche künstlerische Anordnung, welche naturgetreue und saubere Ausführung! Wie die Gräser so leicht, halb welk herabfielen, wie die Spitzen des Farrenkrauts sich welk neigten, wie einige geröthete Erdbeerblätter sich in die verschiedenen Abstufungen des Grüns schmiegten, wie ein sonngebräuntes Eichenblatt im Hintergrunde hell hervorragte! Das Ganze so luftig und leicht und so wahr! Es war, als ob ein Hauch die zierlichen Grashalme bewegen müsse, als ob die zierlichen Blüthenkolben des Zittergrases bei der leisesten Neigung der Hand sich bewegten! Und doch, welche künstlerische, leichte Ruhe in dem Ganzen!

„Entzückend!" rief Kurt, ohne den Blick von der Malerei abzuwenden.

Er sah nicht, wie eine freudige Röthe in Selmas Wangen schoß.

„Sie glauben, daß der Gräfin dieser einfache Strauß gefallen wird?" fragte das Mädchen schüchtern. „Meine Mutter meint, es seien zu wenig Farben darin, das Ganze falle zu wenig in die Augen."

„Die Gräfin wird entzückt sein, wie ich es bin," entgegnete Herr Kurt. „Ich bedaure nur das Eine, daß Sie diesen Strauß auf einen Fächer gemalt haben."

Er blickte Selma an und sah die freudige Röthe ihrer Wangen. Sein Lob hatte sie erfreut, denn sie wußte, daß dasselbe ehrlich war.

„Ich bin nur meiner Neigung gefolgt, aber mir bangte doch, ob ich das Richtige getroffen habe," entgegnete Selma, den Blick senkend.

„Fräulein, folgen Sie immer Ihrer Neigung!" rief Herr Kurt, ohne zu ahnen, welchen Doppelsinn seine Worte enthielten.

Selma schwieg und blickte wie träumend vor sich hin.

Kurt hatte sie nie so schön gesehen. Sie glich einer Waldblume, auf welche zum ersten Male ein voller Sonnenstrahl fiel.

„Fräulein, mir begegnete der Lieutenant von Oehringen, als ich kam — Sie kennen ihn?" fragte er.

Selma richtete den leise gesenkten Kopf empor und blickte Herrn Kurt ruhig an.

„Ja," entgegnete sie. „Wir haben ihn kürzlich in einer Gesellschaft kennen gelernt, er hat uns seinen Besuch gemacht und denselben heute wiederholt."

In diesem Augenblick trat ihre Mutter ein. In dem Gesichte derselben lag etwas so Ernstes und Kaltes.

Kurt sprach seine Bewunderung über Selmas Malerei aus.

Die Frau Hauptmann schien mit einem Male von dem Talente ihrer Tochter weniger eingenommen zu sein.

„Mir ist der Strauß zu einfach," entgegnete sie.

„Ich finde ihn entzückend," rief Kurt. „Gerade in dieser Einfachheit, in dieser selbstgewählten Beschränkung und in der echt künstlerischen Ausführung bewährt sich das große Talent Ihrer Fräulein Tochter."

Diese Worte schienen auf die Frau, die von dem Talent ihrer Tochter sehr eingenommen war, jeden Eindruck zu verfehlen.

„Das sind Ansichten, Herr Doktor," entgegnete sie mit kalter Ruhe. „Ich maße mir kein Kunsturtheil an, ich sage nur, eine Dame benutzt den Fächer vorzugsweise am Abend, und am Abende verlangt man Farben."

Kurt antwortete nicht. Er glaubte, aus diesen ruhigen, kalten, abweisenden Worten deutlich zu errathen, daß der Lieutenant von Oehringen in geringschätzender Weise über ihn gesprochen habe, und er hatte sich nicht geirrt.

„Jedenfalls wird die Gräfin über den Fächer sehr entzückt sein, und damit erfüllt er seinen Zweck," bemerkte er.

Die Frau Hauptmann beruhigte sich auch jetzt noch nicht, sie schien sehr mißgelaunt zu sein, was Kurt früher nie an ihr wahrgenommen hatte.

„Meine Tochter ist der Gräfin zu Dank verpflichtet, sonst würde sie den Fächer wohl nicht gemalt haben," warf sie ein.

„Weshalb nicht? Die Gräfin hat das lebhafteste Interesse für die Kunst und ein feines Verständniß," rief Herr Hagendorf.

„Herr Doktor," ich finde es begreiflich, daß Sie für die Dame sehr eingenommen sind. Andere sind es nicht und halten sie für ebenso eitel wie kokett."

„Die so sprechen, kennen sie nicht," rief Kurt. „Jeder andere Vorwurf ließe sich ihr vielleicht mit mehr Berechtigung machen."

Die Frau Hauptmann zuckte zweifelnd mit der Achsel.

„Ich weiß nur, daß aus dem Grunde sich bereits Mehrere aus ihren Salons zurückgezogen haben," entgegnete sie.

Kurt glaubte aus diesen Worten den Lieutenant von Oehringen zu vernehmen, er hätte das Urtheil mit leichter Mühe in das rechte Licht stellen können, wenn er erzählt hätte, daß die Gräfin sich den ferneren Besuch des Lieutenants verbeten. Er that es nicht, weil es ihm zu kleinlich erschien. Die Frau Hauptmann mußte ja die Oberflächlichkeit und innere Hohlheit Oehringens bald selbst erkennen.

Er war doch tief verstimmt, als er sein Zimmer betrat. Die Frau schien von dem Lieutenant sehr eingenommen zu sein; wenn es demselben nun gelang, sich auch in Selmas Herz einzuschmeicheln? Er war reich, und Kurt kannte die gewaltige Macht des Geldes.

Erregt schritt er in dem Gemache auf und ab. Die Luft erschien ihm schwül, er riß das Fenster auf, ohne daß er Abkühlung empfand.

Er ließ sich am Schreibtische nieder und nahm ein Buch zur Hand, aber seine Augen ruhten auf demselben, ohne zu lesen. Fragen auf Fragen drängten sich ihm auf. Weshalb hatte Selma nicht ein einziges Wort gesprochen, um ihre Arbeit in Schutz zu nehmen? Weshalb hatte sie sich der Gräfin, deren Freundlichkeit sie doch kannte, nicht angenommen? Sollte auch auf sie das Urtheil des Lieutenants Einfluß ausgeübt haben?

Er warf das Buch zur Seite, griff nach seinem Hute und verließ Zimmer und Haus.

Schnell schritt er durch die Straßen, um das Thor zu erreichen, und er mäßigte seine Schritte erst, als er den nahen Wald vor der Stadt betreten hatte. Aber auch hier athmete seine Brust nicht erleichtert, denn in ihr gährte es. War es nicht, als ob Alle sich gegen ihn verschworen hätten? Der Geheimrath suchte ihn politisch zu verdächtigen, sein Sohn sprach mit Geringschätzung von ihm, der Lieutenant drängte sich zwischen ihn und Selma.

Die Erbitterung ballte seine Faust, unwillkürlich erhob er drohend die Hand, um sie gleich darauf wieder muthlos sinken zu lassen, denn er mußte sich gestehen, daß seine Kraft gegen die heimlich gegen ihn geführten Stöße nicht ausreiche. Wie sollte er seinen Feinden entgegentreten!

Er bog in einen der Nebenwege ein, auf dem er weniger mit Menschen zusammentraf, denn er hatte das Bedürfniß, allein zu sein. Aber auch dieser Weg lief nach einiger Zeit wieder auf die Hauptstraße ein. Als Kurt dieselbe betrat, kam in demselben Augenblick die Gräfin in Begleitung Maruschkas und des Oberstabsarzt von Arlt daher.

Grüßend wollte er vorüber eilen, aber die Gräfin winkte ihm.

„Herr Doktor, wenn Sie nur wie wir spazieren gehen, dann schließen Sie sich doch uns an," sprach die Gräfin und fuhr, ohne Kurts Antwort abzuwarten, fort: „Die Herren kennen sich wohl bereits?"

Kurt lüftete dem Arzt gegenüber den Hut, Arlt erwiderte den Gruß nicht, um seinen Mund zuckte ein stolzes, wegwerfendes Lächeln. Es schien ihn zu ärgern, daß die Gräfin Hagendorf zur Begleitung aufgefordert hatte.

Nicht allein Kurt hatte das geradezu verletzende Lächeln Arlt's bemerkt, auch Orla war es nicht entgangen, aber ihr Unwille sprach sich nur in einem einzigen, ganz flüchtigen Zucken ihres Auges aus.

„Wir waren soeben in einer ganz interessanten Unterhaltung," fuhr Orla zu Kurt gewandt fort. „Wir sprachen darüber, welcher der beiden Künste der Vorrang gebühre, der Malerei oder der Musik. Ich stelle die Malerei höher, der Herr Doktor von Arlt die Musik, wie ist Ihre Ansicht?'

„Ich räume unbedingt der Malerei eine höhere Stufe ein," gab Hagendorf zur Antwort.

„Sehen Sie, Herr Oberstabsarzt!" rief Orla.

Herr Arlt zuckte leicht mit den Schultern.

„Solche allgemeine Behauptungen beweisen nichts, und zu wirklichen Beweisen ist Sachkenntniß erforderlich," gab er zur Antwort, ohne auf Kurt einen Blick zu werfen.

„Herr Doktor Hagendorf, nennen Sie uns die Gründe, auf welche Ihre Ansicht sich stützt," fuhr Orla freundlich fort.

„Ich stelle die Malerei als Kunst deshalb höher, weil ihre Wirkung eine tiefere und weiter reichende ist. Die Musik wirkt auf unser Gefühl, unser Gemüth, sie ruft Stimmungen in uns hervor, während die Malerei außerdem noch die Kraft besitzt, geistige Vorstellungen und Gedanken in uns zu wecken. Sie erhebt sich dadurch hoch über den rein sinnlichen Eindruck."

„Dieselben Gründe habe ich auch angeführt, wenn auch nicht so klar und kurz," rief Orla sichtbar erfreut. „Herr Oberstabsarzt, nun müssen Sie sich gefangen geben."

Arlts Antwort wurde durch einen Bettler unterbrochen, der die Mütze in der Hand um eine Gabe bat. Es war ein noch junger Mann, aber aus seinen bleichen Zügen blickte viel Elend.

„Marsch! fort!" rief Arlt ärgerlich, befehlend.

Herr Kurt blieb stehen und zog seine Börse, er gab dem Bittenden einen Thaler.

Auch Orla war stehen geblieben, um auf Kurt zu warten.

„Man unterstützt die Bettelei, wenn man den Bettlern giebt," fuhr Arlt fort. „Es ist unerträglich, auf jedem Spaziergange von solchen Menschen, die zur Arbeit keine Lust haben, angehalten zu werden. Die Polizei sollte strenger sein und jeden Bettler in ein Arbeitshaus stecken, das würde helfen."

„Ich gebe Unglücklichen sehr gern, aber auch ich bin keine Freundin der öffentlichen Bettelei," sprach Orla. „Man unterstützt in den meisten Fällen Unwürdige. Sie haben dem Manne sehr reichlich gegeben," fügte sie zu Kurt, der wieder an ihre Seite trat, hinzu.

„Es ist ein Unglücklicher," versicherte Kurt.

„Jeder Bettler giebt sich für einen Unglücklichen aus," fuhr der Herr Oberstabsarzt fort. „Er hält sich vielleicht auch dafür, weil er nicht ein reicher Mann ist und zufällig auch keine Lust zur Arbeit hat. Die Polizei müßte eigentlich auch Diejenigen in Strafe nehmen, welche die Bettelei durch Gaben unterstützen!"

„Kennen Sie denn den Mann?" fragte die Gräfin Hagendorf.

„Ja. Er ist ein Unglücklicher, den das Geschick schwer heimgesucht hat. Sein rechter Arm ist gelähmt, er ist deshalb nicht im Stande, durch Arbeit seinen Unterhalt zu verdienen. Er hatte eine Stellung als Portier inne, durch Krankheit hat er sie verloren."

„Wie haben Sie den Mann kennen gelernt?" fragte Orla.

Kurt zögerte eine Minute mit der Antwort, sein Auge glitt flüchtig über Arlts Gesicht hin, der spöttische Zug in demselben erbitterte ihn.

„Es sind bereits acht Jahre her, als ich ihn kennen lernte," sprach er dann. „Als Einjährig-Freiwilliger suchte ich meiner Militärpflicht zu genügen nun, war ich bei der Artillerie eingetreten. Eine Schwäche im rechten Fuße, an dem ich früher wiederholt gelitten, wurde bei der Untersuchung von dem untersuchenden Arzte nicht berücksichtigt. Mein altes Uebel, die Entzündung eines Gelenkknochens am Fuße, wurde durch die Anstrengung bei den Uebungen nur bald wieder hervorgerufen. Ich litt wochen- und monatelang und war besorgt, daß ich den Fuß verlieren könne. Ich war fast fortwährend dienstuntauglich, wurde aber dennoch nicht entlassen — der Arzt, der bei der ersten Untersuchung meine Angabe eines schwachen Fußes gar nicht berücksichtigt hatte, war dagegen. Ich wurde in das Lazareth gebracht und mußte mit fünf bis sechs Kranken ein Zimmer theilen. Unter ihnen befand sich der, dem ich soeben eine Unterstützung gegeben habe, dort lernte ich ihn kennen. Er war ein gelernter Tischler und diente gleichfalls bei der Artillerie. Bei einer Uebung war er, als das Geschütz im gestreckten Galopp über ein sehr unebenes Terrain gefahren war, von dem Protzkasten, auf dem er seinen Sitz hatte, geschleudert worden, und ein Rad über seinen rechten Arm gegangen. Als ich den Mann kennen lernte, war der gebrochene und zerquetschte Arm bereits wieder geheilt, aber vollständig steif und zur Arbeit untauglich. Der Mann war zum Dienste nicht mehr verwendbar, dennoch wurde er noch in dem Lazareth zurückgehalten. Er hatte nach dem Gesetze eine Berechtigung auf eine Invalidenpension, weil er im Dienste arbeitsunfähig geworden war, diese Berechtigung suchte man ihm zu schmälern — zu nehmen. Der Stabsarzt, der ihn behandelte, drang wiederholt in ihn, durch Unterschreiben eines Reverses auf dieses Recht zu verzichten, weil der Unfall durch seine Schuld herbeigeführt wäre, denn wenn er sich genügend festgehalten hätte, so würde er nicht herabgeschleudert werden sein. Es wurde ihm nach der Unterzeichnung des Reverses sofortige Entlassung aus dem Lazareth und dem Militärdienste in Aussicht gestellt. Der Unglückliche weigerte sich und betheuerte, daß ihn kein Verschulden treffe, und wer je auf einem Protzkasten gesessen hat, wenn das Geschütz über unebenes Terrain und selbst über Gräben im schnellsten Galopp gefahren wird, der kann sich nur wundern, daß nicht öfter ein Unfall vorkommt. Er wies unter Thränen darauf hin, daß er für die ganze Lebensdauer ein Krüppel sei, seine Profession nicht weiter betreiben und die Unterstützung aus der Invalidenkasse deshalb um so weniger entbehren könne...."

„Und doch wurde ihm dieselbe verweigert?" fiel Orla entrüstet ein.

„Und doch!" wiederholte Kurt langsam. „Ich empfand Mitleid mit dem Unglücklichen, dessen stiller Charakter einen sehr guten Eindruck machte. Er erzählte mir sein ganzes Leben, die Hoffnungen, die ihn erfüllt und die nun mit einem Male zu Grabe getragen waren. Er war mit der Tochter eines Tischlermeisters, bei dem er gearbeitet, im Stillen versprochen, er liebte das Mädchen wirklich und hatte nach Beendigung seiner Dienstzeit bei ihrem Vater um ihre Hand anhalten wollen. Dieser Traum war vernichtet, denn als ein Krüppel war er nicht im Stande, eine Frau zu ernähren. Ich habe den Armen oft still dasitzen und weinen sehen und es hat mir jedesmal einen Stich in's Herz versetzt. Was er mir erzählt, hatte er auch dem Arzte mitgetheilt, derselbe blieb indessen bei dem Verlangen, daß er den Revers unterzeichnen solle.

Wieder bat der Unglückliche eines Tages um seine Entlassung. „Unterzeichnen Sie doch den Revers, dann können Sie morgen schon hingehen wohin Sie wollen," entgegnete der Arzt kalt.

„Ich kann auf die Unterstützung nicht verzichten!" rief der Arme weinend. „Was soll ich denn beginnen, da ich mit dem steifen Arme nicht arbeiten kann. Mein ganzes Leben ist ohnehin ein verfehltes!"

„Sie haben ja früher schon gebettelt, wie in Ihrem Wanderbuche bemerkt ist, nun können Sie ja weiter betteln!" gab der Stabsarzt zur Antwort.

„Pfui! welche Rohheit!" rief die Gräfin laut.

„Ich muß noch wenige Worte zur Erläuterung beifügen," fuhr Kurt fort. „Der Arzt zog das Wanderbuch des Tischlers aus seinem Rocke hervor, und es war wahr, der Mann war ungefähr ein Jahr zuvor wegen Bettelei mit einem Tage Haft bestraft. Als Handwerksbursche war er mit einigen Kameraden durch ein Dorf gezogen, sie glaubten, das Fechten gehöre zum Handwerksgebrauche, und ein tüchtiger Geselle müsse auch dies durchgemacht haben, hatten sie an einigen Thüren um eine Gabe gebeten, der Tischler war von einem Gendsarm dabei betroffen und mit einem Tage Haft bestraft. Das war sein Vergehen, deshalb wurde ihm von dem Arzte zugerufen, daß er ja weiter betteln könne."

„Es ist unerhört roh! In Rußland würde mich das weniger gewundert haben, aber in Deutschland!" rief Orla. „Und wie gestaltete sich das Geschick des Unglücklichen weiter?"

„Ich schied zwei Tage später aus dem Lazareth und wurde wegen dauernder Dienstuntauglichkeit aus dem Dienst entlassen. Der Arme war mir aus dem Gesichtskreise gekommen, ich kannte sein ferneres Geschick nicht, bis ich ihn vor ungefähr einem Vierteljahr wieder sah. Aus Verzweiflung und auf wiederholtes Drängen hatte er endlich den Revers unterzeichnet und jetzt — ist er allerdings durch die Noth getrieben, weiter zu betteln, denn Arbeit, die er mit dem linken Arm allein verrichten kann, findet er nicht."

„Herr Doktor, Sie erweisen mir einen Dienst, wenn Sie den Unglücklichen aufsuchen," sprach die Gräfin. „Ich will den Armen gern unterstützen und zwar sehr reilich, er soll nicht weiter betteln."

Am Wege hielt der Wagen der Gräfin, den sie vorausgeschickt hatte. Sie trat zu ihm, um zur Stadt zurückzukehren.

„Herr Doktor, vergessen Sie meine Bitte nicht," wandte sie sich noch einmal an Kurt.

Der Oberstabsarzt war ihr behilflich beim Einsteigen in den Wagen. Seine Hand zitterte leise.

„Sie sehen sehr blaß aus," bemerkte Orla.

„Ich fühle mich nicht ganz wohl," gab Arlt zur Antwort.

„Als Arzt dürfen Sie eigentlich nicht krank werden!" rief Orla scherzend.

Die Pferde zogen an, und schnell rollte der Wagen dahin. Schon nach wenigen Minuten war er durch eine Biegung der Straße dem Blicke entschwunden.

Hagendorf setzte seinen Spaziergang fort und war wieder in einen Seitenpfad eingebogen, als er schnelle Schritte hinter sich vernahm und seinen Namen rufen hörte. Er wandte sich um, der Oberstabsarzt von Arlt stand mit bleichem Gesicht und erregt blickenden Augen vor ihm.

„Herr Doktor, ich möchte nur die Frage an Sie richten, weshalb Sie der Gräfin die Geschichte erzählt haben?" rief Arlt, sich mit sichtbarer Mühe beherrschend.

„Darf ich eine Antwort erwarten?"

„Gewiß, versicherte Herr Kurt ruhig. „Ich hatte zwei Gründe. Zuerst war es meine Absicht, die That des armen Unglücklichen zu entschuldigen, zumal da Sie sich so hart darüber aussprachen, daß er um eine Gabe bat; sodann ist die Geschichte sehr interessant. Die Frau Gräfin hörte wenigstens sehr aufmerksam zu."

Arlt nagte mit den Zähnen an der Unterlippe, seine ganze Gestalt schien leise zu beben.

„Wollen Sie der Gräfin auch den Namen des Arztes nennen?" fragte er.

„Das weiß ich noch nicht, aber es wird die Gräfin vielleicht interessiren, den Namen kennen zu lernen."

„Wagen Sie es!" rief Arlt drohend. „Ich würde Sie sofort wegen Verleumdung verklagen!"

„Die Drohung würde mich am Wenigsten zurückhalten. Es dürfte mir nicht schwer werden, den Beweis der Wahrheit zu führen."

„Durch wen? Haha! Glauben Sie, daß der Richter auf die Aussage eines verkommenen Menschen, eines Bettlers, ein so großes Gewicht legen wird. Es bedarf nur einer einfachen Anzeige von mir bei der Polizei, und der Mensch wird auf's Neue wegen Bettelei bestraft!"

„Wer sagt Ihnen, daß ich den Armen als meinen Entlastungszeugen anführen würde?" warf Hagendorf ein. „Sie scheinen vergessen zu haben, daß noch Andere zugegen waren, als Sie die Worte sprachen, ich kenne sie, sie leben zufällig in der Stadt und werden sicherlich meine Erzählung gern bestätigen."

„Nun, dann würde es noch einen anderen Weg geben, um mir Genugthuung zu verschaffen."

„Ich glaube, auch diesem Wege ruhig entgegensehen zu können," gab Kurt zur Antwort.

Der Oberstabsarzt kämpfte sichtbar mit seiner Erregung, aus seinen Augen leuchtete die ganze Größe seiner Erbitterung.

„Sie treten mir feindlich gegenüber," rief er, immer mehr die Herrschaft über sich verlierend. „Wollen Sie vielleicht Ihre Kräfte gegen die meinigen messen? Haha! Sie vergessen, daß mein Einfluß doch etwas weiter reicht, als der Ihrige! Ueberlegen Sie zehnmal ob Sie mir mehr schaden werden, oder sich selbst!"

Ohne Kurt's Antwort abzuwarten, wandte er ihm den Rücken zu und eilte fort.

Lächelnd blickte Kurt ihm nach. Wenn er dem Hasse des Mannes auch Alles zutraute, so hatte er doch wenig Grund, ihn zu fürchten, weil er sich keines Unrechts bewußt war.

(Fortsetzung folgt.)

Auch ein Rechtsfall.

„Sie, Herr Handschuhmacher, hier schickt Ihnen mein Herr die Handschuh' zurück, weil sie ihm nicht recht sind, und läßt Ihnen sagen, es sei sehr ungeschickt von Ihnen, daß Sie ihm nicht die rechten geschickt haben, weil es zwei rechte sind, von denen ihm aber gar keiner recht ist. Sie sollen ihm daher einen rechten rechten schicken und einen rechten linken dazu, dann werden ihm gewiß der rechte und der linke recht sein."

Vermischtes.

— Noch zu Lebzeiten des Deutschenfressers, des General Skobeleff, verlautete, daß er in seinem Testament einen Theil seines über zwei Millionen Rubel betragenden Vermögens Wohlthätigkeitszwecken zuwenden werde; namentlich sollten Volksschulen und ein Invalidenhaus auf dem Gute Spassjoke gegründet werden. Nunmehr bezeugt ein Herr R. in einer Zuschrift an die „Now. Wr.", daß das Testament wirklich vorhanden und er gibt genau an, durch wessen Hände — es sind derer sehr viele — es gegangen. Indessen hätten sich die Erben Skobeleffs, seine Geschwister, in das ganze Vermögen bereits getheilt; das Testament, das übrigens aber ohne Beobachtung der gesetzlichen Formalitäten niedergeschrieben worden war, soll jedoch noch keiner Behörde vorgestellt worden sein und zu den angegebenen Wohlthätigkeitszwecken wäre nichts verwandt worden.

— Der Präsident des Gerichtshofes zu Kurratschi in Indien hat am vergangenen 24. Mai, dem Geburtstage seiner Souveränin, der Königin Viktoria, aufs Geradewohl irgend einen Delinquenten henken lassen. Die indischen Blätter sind wüthend über das Benehmen des Präsidenten und fordern dessen Absetzung.

— Es ist vorgeschlagen, den Tornister des deutschen Soldaten auf dem Marsche um 3 bis 4 Pfund Gepäck zu erleichtern. Aber nicht etwa, um seine Anstrengungen im Felde zu erleichtern, sondern um ihm zu den 80 Patronen, welche er schon tragen muß, ein Dutzend mehr aufladen zu können. Dagegen wird empfohlen, dies dadurch zu vermeiden, daß man jedem Bataillon zwei, statt eines Patronenwagens folgen läßt.

— Aus Natal im Zululande bringen englische Blätter folgende Nachricht: „Die Weiber eines Häuptlings erhielten die Meldung, daß derselbe in einem Gefechte gefallen sei. Sie erhoben sämmtlich ein lautes Wehklagen, und ein Weib ging in ihrer Trauer so weit, daß es sich das Haupthaar und die Augenbrauen scheeren ließ. Wie weiter gemeldet wird, kehrte der Todtgesagte wohlbehalten zurück, und sein Erstes war, daß er die Geschorene, die wahrhaft scheußlich aussah, aus dem Hause jagte."

— Am 5. Juli fand in Karlsbad die Feier der Enthüllung des Göthedenkmals in weihevoller Weise statt. Heinrich Laube hielt die Festrede. Abgeordneter Dr. Ruß legte am Monumente im Namen von Ulrike v. Levetzow, Goethe's letzter Liebe, die er in Karlsbad kennen lernte, mit einer kurzen Ansprache voll rührender Stimmung einen Kranz nieder. Noch sprachen Professor Seegen und Bürgermeister Knoll. Die Stadt war mit österreichischen und deutschen Fahnen festlich geschmückt, die Häuser, in denen Goethe gewohnt, bekränzt. Die Büste Goethe's von Sonndorfer ist meisterhaft.

— Republikanische Richter haben sich in Frankreich erlaubt, erlauchte Aristokraten zu züchtigen. Ein Graf de la Roche-Saint-Andre, der sich die echt reactionäre Genugthuung gegönnt hatte, in seinem eigenen Garten eine Bombe zu legen, um seine Mitbürger durch das Dynamitgespenst zu erschrecken, ist zu 200 Frcs. Strafe verurtheilt worden. Dagegen ergriff er bei dem Appellhof zu Poitiers Recurs, dieser bestätigte die Geldbuße und legte noch fünfzehn Tage Gefängniß zu. Der Graf Saint-Andre war mit einem ganzen Gefolge royalistischer Vendeer, an deren Spitze der Abgeordnete Graf Baudry d'Asson schritt, gestikulirte, lärmte und wie ein Heide fluchte, vor Gericht erschienen, und als nun das Urtheil verkündigt wurde, erhoben sich aus der Gruppe der Legitimisten tadelnde und für die Richter verletzende Rufe. Der Präsident forschte sogleich nach den Urhebern derselben, und es ergab sich auch, daß drei junge Advokaten mit dem Grafen Baudry d'Asson Chorus gemacht hatten. Aufgefordert, ihre ungebührenden Aeußerungen zurückzuziehen, weigerten die jungen Rechtsgelehrten sich dessen auch dann noch, als ihre Familien herbeigerufen wurden, um ihnen über die Folgen ihrer disciplinwidrigen Aufführung Vorstellungen zu machen. Der Gerichtshof trat unverweilt in Berathung, und indessen tobte Baudry d'Asson immer fort und schrie, er mache sich nichts aus seiner parlamentarischen Straflosigkeit. Hiergegen wurde ihm bemerklich gemacht, daß diese überhaupt auf den vorliegenden Fall keine Anwendung finde, da es sich um eine Uebertretung in flagranti handle, und als man ihm nun auch noch an der Hand des Gesetzbuches nachwies, daß er mit 2 bis 5 Jahren Gefängniß bedroht wäre, legte sich sein Feuereifer wie durch Zauber. Von den drei jungen Advokaten erhielt der eine fünfzehn, der zweite drei Tage, der dritte 24 Stunden Gefängniß. Graf Baudry d'Asson und zehn andere Schreihälse kamen mit je 16 Francs Strafe davon.

— Das Theater der internationalen elektrischen Ausstellung in Wien, in welchem während der Dauer der Ausstellung allabendlich alle Effekte der elektrischen Beleuchtung sowohl im Zuschauerraum als auf der Bühne vorgeführt werden sollen, schreitet seiner Vollendung entgegen; dem Installationsplane desselben entnehmen wir nachfolgende Daten: Die ganze 103 Meter lange und 14,5 Meter breite Südostgalerie für sich in Anspruch nehmend, wird es durch ein im reichen Renaissancestyle ausgeführtes Portal gegen das Osttransept zu abgeschlossen. Durch den Haupteingang gelangt man in ein Entree mit den Kassenräumen und von da in ein splendid ausgestattetes Foyer mit Konditorei. Von hier aus führen zwei Treppenaufgänge in das gegen die Bühne zu abfallend gebaute 29 Meter lange Parterre des Zuschauerraumes, der ca. 300 Personen fassen dürfte. Hinter den Sitzreihen erhebt sich eine erhöhte Platform für die Darstellungen mit Sciopticon, Bildmikroskop und ähnlichen optischen Instrumenten, während vor denselben ein vertieftes Orchester für 25 Musiker den Zuschauerraum von der Bühne trennt. Die Bühneneinrichtung besorgt die Gesellschaft „Asphaleia" nach dem System Gwinner; Versenkung und Dekorationszug werden, diesem Zwecke entsprechend, auf hydraulischem Wege betrieben, zu welchem Zwecke die vorhandene Wasserleitung mit nur drei Atmosphären Druck benützt wird; ein Hauptkennzeichen für die Veränderung im Dekorationswesen, welche dieses System bedingt, bildet der Wegfall der bisher üblichen Soffiten, Prospekte und Koulissen, an deren Stelle lauter doppelt kontourirte Versetzstücke treten, die von einem sogenannten „Horizonte" umschlossen werden. Es sind so viele Ausgänge vorhanden, daß das Theater eventuell in einem Zeitraum von 1 bis 2 Minuten vollständig entleert werden kann.

— Das Comite für das Niederwald-Denkmal, welches am 30. Juni in Rüdesheim tagte, hat nunmehr definitiv beschlossen, daß die Enthüllungsfeier am 28. September, Mittags 12 Uhr, stattfindet. Der Kaiser und die übrigen fürstlichen Theilnehmer nebst den geladenen Gästen werden von Rüdesheim aus in 128 Wagen zum Niederwald fahren. Das Festdiner findet nachher im Palais zu Wiesbaden statt.

— Eine der größten Sehens- und Hörenswürdigkeiten in London ist das Orchester der Lady Folkestone. Es besteht aus 21 Frauen und Mädchen, worunter vier Gräfinnen, zwei Vice-Gräfinnen und eine Markgräfin sind. Sie führen ihre Concerte nur in adligen Häusern und vor reichen Leuten auf und nur für schweres Geld; aber die Musik soll es werth sein, und das Geld wird nur zu wohlthätigen Zwecken verwendet.

— Eine Demonstrationsreise ungarischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen nach Paris macht dort einiges Aufsehen. Obschon die Regierung, bezw. Herr Ferry, dem ihn von dem Bevorstehen der Reise in Kenntniß setzenden Comite bemerkte, daß die Regierung von dem Vorhaben officiell keine Notiz nehmen könne, hat er dennoch die Zusage gegeben, daß man den Fremden mit Artigkeit begegnen werde. Dies geschieht denn auch in einer Weise, die einen offenkundig tendenziösen Character erkennen läßt, denn bereits sind den Ungarn Ehrensitze bei der Truppenparade am 14. Juli zugesichert worden, obgleich solche sonst an Vergnügungsreisende selbst von größerer Auszeichnung nicht gegeben werden. Ferner sollen Festvorstellungen in der Oper und in der Comedie Francaise stattfinden, in denen die Ungarn als „geehrte Gäste" figuriren werden. „Beide Theater sind Staatsinstitute" — bemerkt hierzu die „Köln. Ztg." — „und wenn Herr Ferry behaupten wird, daß es sich nur um eine Höflichkeit der betreffenden Directoren handele, so kann er uns unmöglich für so dumm halten, daß wir solchen Versicherungen Glauben schenken. Allerdings wird kein Ministerialdecret erlassen worden sein, aber man weiß, welchen Einfluß eine private Empfehlung eines Ministers hat, namentlich wenn ihm als Minister der schönen Künste die Theater direct unterstellt sind."

— In Petersburg betrat vor einigen Tagen der Thierbändiger Batty Hempel mit gewohnter Sicherheit den Zwinger im Alexandriagarten und ließ die wilden Bestien ihre Stücke dem Publikum vormachen. Als man ihm den brennenden Reifen in den Käfig hineinreichte, hatte Hempel das Unglück, einem Löwen das Fell zu versengen. Zwar gelang es ihm, die Ruhe einigermaßen wieder herzustellen, doch blieben die Thiere offenbar in großer Erregung. Als sie nun durch das Feuerwerk springen sollten, konnte Batty Hempel nur drei von ihnen zum Sprung bewegen. Der Leopard hatte sich an das Gitter geduckt und wollte nicht vor. Hempel schlug auf ihn ein und das Thier machte auch einen Satz, doch nicht über die Barriere, sondern auf Hempel's Beine, der Löwe stürzte jetzt auch auf ihn los. Es entspinnt sich ein Kampf, der Thierbändiger versucht sein Bein zu befreien, die erbosten Thiere wollen ihm aber nicht gehorchen, doch endlich scheucht er sie durch einen Revolverschuß zurück und flüchtet aus dem Käfig. Er hatte furchtbare Schmerzen auszustehen, da die Thiere seinen Fuß zerbissen hatten, und konnte ein paar Tage nicht gehen. Am Donnerstag wagte er es jedoch wieder, in den Zwinger zu gehen. Er war sichtlich aufgeregt und trat den Thieren nicht so furchtlos wie sonst entgegen. Die Katzen zeigten sich von Anfang an sehr störrisch, doch ging Alles gut, bis zum Sprung durch das Feuer. Drei Thiere thaten den Sprung, wieder blieb aber der Leopard zurück. Batty rührte ihn diesmal glücklicherweise nicht an. Nun sollten die Thiere zurückspringen; der Löwe setzt an und springt — gerade auf den Thierbändiger und umschlingt ihn mit seinen furchtbaren Tatzen. Ein verzweifelter Kampf entbrennt; Hempel's Gehilfen gelingt es endlich, ihn aus seiner gefährlichen Lage zu befreien und ihm bei seiner Flucht aus dem Käfig den Rücken zu decken, so daß Hempel diesmal mit dem bloßen Schrecken davonkam.

— In Deutschland spricht sich die Mehrheit der Presse für Schanklicenzen und möglichst hohe Licenzen aus, und zwar weil man dort die Erfahrung gemacht haben will, daß hohe Licenzen wirklich zur Ausrottung der schlechten Kneipen beitragen. Das „Berl. Kl. Journal sagt: „Wie in Holland die Schankstättenlicenz mit gutem Erfolge durchgeführt worden, so ist in Elsaß-Lothringen, nach heftigem Widerspruche aus der Bevölkerung und dem Landesausschusse, am 5. Mai 1880 ein ähnliches Gesetz erlassen, welchem zunächst ein Sturm von Adressen und Petitionen, in welchen die Aufhebung verlangt wurde, folgte. Schon jetzt kann man aber die günstige Wirkung des Gesetzes constatiren. Am 1. April 1880 betrug die Zahl der Kleinverkäufer von Spirituosen 13,483, 1881 — 10,781, 1882 — 10,463, 1883—10,239. Das ergiebt also eine Gesammtabnahme der Schankstätten um 3244 oder 24 Procent; dieselbe trat in der Hauptsache sofort mit der höheren Besteuerung ein, hat jedoch anhaltend Fortschritte gemacht. Am bedeutendsten war die Abnahme der gefährlichsten Schankstätten, welche nur Schnaps zum sofortigen Consum an Ort und Stelle oder in kleinen Mengen über die Straße verkauften; am 1. April 1880 bestanden solcher 2471, dieselben sind bis dahin 1888 auf 895, also um 64 Procent zurückgegangen. Daß nebenbei die fiscalische Einnahme aus der Licenzgebühr für den Kleinverkauf von Spirituosen von 156,447 Mark im Etatsjahre 1879—80 auf 1,703,705 Mark für 1882—83 sich gehoben hat, ist für die lothringischen Finanzen gewiß höchst erfreulich. Also die Wirkung jenes Gesetzes war: 3250 Schankstätten weniger und 1½ Millionen Mark Mehreinnahme."

— Das „Journal officiell" veröffentlicht den Bericht des Siegelbewahrers, Martin-Fenille, über die Thätigkeit der Gerichtsverwaltung im Jahre 1881. Wir haben aus dem ersten, auf Frankreich, ausschließlich Algeriens, bezüglichen Theil folgende Daten hervor, indem wir zur Vergleichung, in Klammern die Zahlen aus dem Jahre 1871 beizufügen: die Zahl der Vatermorde belief sich auf (10). Giftmorde gab es 7 (19), Todtschlag 217 (193), Kindsmorde 174 (204), Morde 182 (132), gegen Erwachsene verübte Nothzucht 93 (108), gegen Kinder 713 (804). Von 4320 Angeklagten konnten 1132 weder lesen noch schreiben, 3007 konnten lesen und schreiben und 181 hatten höheren Unterricht genossen. Weiter waren von 6741 Selbstmorde 5286 durch Männer und 1455 durch Frauen begangen worden.

— Wie dem „Schwäbischen Merkur" mitgetheilt wird, sind Dr. R. Fritzgärtner aus Reutlingen, seit mehreren Jahren Landesgeologe der Republik Honduras, und Ernst Körner von Stuttgart, glücklich in Honduras angekommen und haben bereits die von Dr. Fritzgärtner geprüfte und als überaus reichhaltig gefundene Goldmine Monte Christo in der Nähe von San Pedro, im Districte Santa Barbara, in Angriff genommen. Zur Zeit ständen beide Herren mit dem Präsidenten von Honduras in Unterhandlung wegen Abtretung von Land zur Gründung einer deutschen Colonie.

Bern, 28. Juni. Die Regierung von Uri hat das Gesuch der Regierung von Schwyz um Uebernahme eines Beitrages zu den Kosten der Ausbesserung des Schillerdenkmals am Mythenstein abschlägig beschieden.

Krankheit und Arzt.

Ich hab' eine Krankheit, lieblich
Wie der junge Maientag,
Einen Arzt, der sie an Süße
Fast noch überragen mag.

Hochbeseligt von der einen,
Von dem andern tief entzückt
Bin ich; war wohl je auf Erden
Einer, gleich mir, so beglückt?

Hat wohl wer bei seinen Bresten
Weniger, wie ich, gezuckt?
Einer seines Helfers Tränklein
Gieriger hinabgeschluckt?

Hätt' wohl wer, wie ich, so gerne,
In's Unendliche gedehnt
Seine Leiden und so häufig
Seinen Arzt herbeigesehnt?

Geht, Ihr meint, ich sei von Sinnen?!
Nein, sag' ich, und zehnmal nein!
Meine Krankheit ist die Liebe
Und mein Arzt — das ist der Wein.

G. W.

Bekenntniß.

Daß ich ein Herz, das mir ergeben,
Je kränken will in diesem Leben,
Das steht mir fern;
Doch daß ich, ohne zu bedenken,
Es häufig schmerzen mag und kränken,
Gesteh' ich gern.

Der Fäden, die die Herzen binden
An Herzen, sind so viel zu finden,
So zart und licht,
Daß uns bei stärkerem Bewegen,
Wenn sich die Herzen schneller regen,
So mancher bricht.

G. W.

— Einem sehr bekannten Künstler, sagen wir einem — Pianisten, war seine Frau mit einem Anderen durchgegangen. Der verlassene Gatte tröstete sich. Unlängst spielt er in einem Concert, selbstverständlich mit großartigem Erfolge, alles auswendig. Zum Schluß tritt ein Verehrer auf ihn zu mit den Worten: „Hochverehrter Herr X. So herrlich auch Ihre Auffassung und brillant Ihre Technik, am meinsten bewundere ich doch Ihr Gedächtniß. Wird Ihnen denn das nie untreu?" „O nein", lächelte boshaft der Künstler, „mein Gedächtniß ist ja nicht meine Frau."

— Ein Dialog. Zwei Schiffe begegnen sich in der Nordsee auf Hörweite und reden sich durchs Sprachrohr folgendermaßen an: „Wo kommst Du her?" — „Von Hull." — „Watt hest Du loden?" — „Wull!" — „Wie is de Fracht?" — „Bull?" — „Wie heit dat Schipp?" — „John Bull." — „Und de Kaptein?" — „Krull." Da schreit der Fragesteller wüthend zurück: „Minsch, Du bist wul dull!"

— Meister: „Du Lausbub', Du verflixter, was malst Du wieder da für Fratzen an die Wand; ist das auch eine Art, so die Zeit zu vertrempeln? — Hättest doch lieber gleich einen Eselskopf hingemalt und darunter geschrieben — das bin ich!"

— Fritz Reuters letzte Verse waren, wie neuerdings bekannt wird, der Festgruß, den er im April 1873 der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag sandte: „Kein Preis, — Ohn' Fleiß, — Ohn' Kampf kein Sieg, — Kein Fried' ohn' Krieg! — D'rum kämpfet wacker, Ihr deutschen Böhmen, — Kein Teufel soll den Sieg Euch nehmen."

— „Der Rock sitzt schlecht, er schlottert förmlich um meine Glieder — Sie haben ihn zu wenig gefüttert." — „Ich bitte um Entschuldigung, ich glaube eher, Herr Assessor, Sie haben sich zu wenig gefüttert."

Ein Amtsgeheimniß.

„Wozu braucht denn mein Mann seine neuen Hosen, Amtsdiener?"

„Was auf dem Rathhaus passirt, Frau Schultheiß, ist eigentlich Amtsgeheimniß, aber unter uns gesagt, hat der Herr Schultheiß das Tintenfaß über die Hosen heruntergeschüttet!"

Auch eine Annonce.

Heute ist Metzelsuppe mit extrafeiner Trompetermusik und ditto Sauerkraut. Wer's nicht glaubt, der komme heute Abend zum Jackel vom wilden Mann und vergesse das Papier zum Einwickeln nicht.

Logik.

Bummler (der die Zeit wissen will, fragt einen Eckensteher): Lieber Freund, haben Sie eine Uhr?

Eckensteher: Ja, Herr.

Bummler: Was ist die Uhr?

Eckensteer: Ein Kunstwerk.

Bummler: Können Sie mir nicht sagen, wie spät es ist?

Eckensteher; Ja, Herr.

Bummler: Zum Donnerwetter, wollen Sie mir nicht sagen, wie spät es ist.

Eckensteher: Nein, Herr.

An die falsche Adresse.

Baronin X. (wird einem jungen Maler auf dem Balle vorgestellt): Vortrefflich, mein Lieber, Sie kennen zu lernen! Ich habe eine Ueberraschung für meinen Gemahl vor, Sie müssen mich malen —

Maler: Bedaure, meine Gnädige, das Bild dürfte kaum ähnlich werden.

Baronin: Und warum nicht?

Maler: Ich bin nur — Thiermaler!

Doppelsinnig.

Reisender: „Kann man die Alterthümer dieses Schlosses ansehen?" — Verwalter: „Bedauere, die Frau Gräfin und ihre Töchter sind in die Stadt gefahren."

Noble Rache.

Kommerzienräthin: „Hast De gelesen, Moritz, daß de beriemte Sängerin Gurgelini Trillerizli am nämlichen Abend, wo se hat gewollt singen bei uns zur großen Soiree, gibt e' Concert in der Singhall'? Was wirst De nu machen?" — Kommerzienrath: „Werd' ich lassen holen de sämmtlich'n Billets zu de numerirt'n Plätz' und werd se werfen in' Ofen — daß se muß singen vor 'ner ganzen Reih' leerer Sessel!"

Der kleine Pessimist.

Vater: „Warum freust Du Dich denn gar nicht über die vielen Spielsachen, die Du zum Geburtstag bekommen hast?"

Junge: „Weil ich an die vielen Schläge denk', die ich krieg', bis Alles zerschlagen ist."

Sächsisches Stimmungs-Lied.

Lämmergeier zieh'n in Bogen,
Ruhig liegt der Keenigssee,
Nur of seinen blauen Wogen
Schwimmt ä leeres Bordmonneh;
In der Ferne schwebt ä Reiher
Iber des Gebirges Joch —
Bordmonneh und Lämmergeier,
Wie verschieden seid ihr doch!

Mikado.

Vor der Besichtigung.

Sergeant: „Wenn der Herr Oberst kommt und fragt, wie's Euch geht, so sagt Ihr: „Sehr gut, Herr Oberst!" — Denn so will's der Herr Oberst."